Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 109. Donnerstag, 21. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(27. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Innerlich bebend vor Erregung drückte sie die Türe auf und durchschritt den Vorgarten. Die Türe zum Hause war verschlossen. Sie mußte läuten und warten, bis jemand kam. Unerhört fand sie das. In ihrem Hause!

Ein Schlüssel knackte im Schloß . . . die dickliche, behäbige Frau Müller stand vor ihr.

„Sie wünschen?" fragte sie mürrisch.

„Ich möchte um die Erlaubnis bitten, in mein Haus treten zu dürfen!" erwiderte Helga und schlug den Pelzkragen zurück.

„Jesses! Das gnädige Fräulein!"

„Ja, das gnädige Fräulein, meine liebe Frau Müller . . . und ganz unerwartet, nicht wahr?"

Die Frau faßte sich schnell und verzog den großen Mund zu einem Lächeln.

„Ja, wirklich, ganz unerwartet! Aber kommen Sie herein, gnädiges Fräulein, draußen ist's kalt!"

Helga trat ein. Frau Müller schloß die Türe und wollte mit einer für ihre Korpulenz unglaublichen Beweglichkeit auf den Eingang links der Diele zueilen, wurde aber von Helga Wendhus zurückgehalten.

„Nicht da hinein, Frau Müller! Ich möchte erst einmal einen Augenblick zu Ihnen und erfahren, was in meinem Hause vorgeht!"

Müller, der gerade an einem Schuh herumbastelte, ließ ihn vor Schreck fallen, rappelte sich hoch und riß sein das schüttere graue Haar bedeckendes Käppi vom Kopf.

„Herrgott, nee, das gnädige Fräulein!" war das einzige, was auch er vorerst hervorbrachte. Eilig schob er einen Stuhl heran, fuhr mit der Hand über den Sitz und dinerte. „Bitte, gnädiges Fräulein!"

Helga schlug den Mantel zurück und setzte sich.

„Nun sagen Sie, Müller, was hat denn das eigentlich zu bedeuten?"

„Was meinen gnädiges Fräulein?"

„Wie kommen Sie dazu, fremde Menschen während meiner Abwesenheit in meinem Hause wohnen zu lassen?"

Frau Müller stieß einen Schreckensruf aus, Müller starrte Helga an.

„Fremde Menschen?" stotterte er. „Aber das gnädige Fräulein haben doch dem Herrn Baron und seiner Frau Schwester extra erlaubt, hier zu wohnen?"

„Ich? Na, hören Sie mal, Müller . . . damit dürfen Sie nicht kommen!"

„Aber sicher, gnädiges Fräulein!" erwiderte Müller, wie es schien, ein wenig gekränkt. „Der Herr Baron kam im November zu mir und zeigte mir einen Brief vom gnädigen Fräulein, in dem extra geschrieben stand, daß gnädiges Fräulein den Herrn Baron und die Frau Baronin in . . . in . . . in . . .: Alte, wo wars doch gleich?"

„In . . . in Kairo?"

„Richtig, in Ka—i—ro haben gnädiges Fräulein den Herrn Baron getroffen und schrieben nun in einem Brief, der Herr Baron und die Frau Baronin dürften während der Abwesenheit des gnädigen Fräuleins hier wohnen!"

„Wo ist der Brief?"

„Den hat der Herr Baron, nachdem er ihn mir gezeigt hat, wieder an sich genommen!"

„Haben Sie sich den Brief genau angesehen, Müller? War es bestimmt ein Brief, den ich geschrieben habe?"

„Aber gnädiges Fräulein . . . ich werde doch die Schrift vom gnädigen Fräulein kennen!"

„Es scheint aber doch nicht so, Müller, denn ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich niemals in meinem Leben einen solchen Brief geschrieben habe, daß ich in den vergangenen Monaten nicht in Kairo war und auch den Herrn Baron nicht kenne! Genügt Ihnen das?"

Die beiden alten Leute sahen sich erschrocken an.

„Jesses!" entfuhr es Frau Müller. „Denn . . . . denn ist das doch nicht etwa gar so ein . . . Hochstapler, von was immer so in die Zeitung geschrieben is!"

„Das kann schon sein!" sagte Helga und wunderte sich, wie ruhig sie war angesichts dieser Entdeckung. Alle Empörung war wie weggeblasen, alle Erregung versunken. Fast ein Gefühl der Erleichterung bemächtigte sich ihrer, ohne daß sie zu sagen vermochte, womit es in Verbindung zu bringen war.

„Mein Gott, dann . . . dann hatten die Beiden vielleicht sogar die Absicht, die Villa auszuräumen. Der Herr Baron erklärte mir vor ein paar Tagen, wenn die Kälte etwas nachgelassen habe, müsse ich einmal für ihn nach Stettin fahren zur Erledigung einiger Sachen. Vielleicht wollte er mich damit nur weg haben von hier, um ungestört schalten und walten zu können!"

„Auch das ist möglich! Jedenfalls scheine ich gerade zur rechten Zeit hinter den Schwindel gekommen zu sein. Die Leute leben hier wohl wie zu Hause, benutzen mein Auto und so . . . nicht wahr?"

„Der Baron ist öfter damit ausgefahren."

Während sie sprach, suchte Helga vergebens eine Erklärung dafür, wie dieser angebliche Baron zu einer so genauen Kenntnis der Sachlage und ihrer Handschrift gekommen sein könnte, die er — darüber bestand kein Zweifel — sehr gut nachgeahmt haben mußte, um den alten Müller damit hinters Licht zu führen.

Sie erhob sich. Das konnte man ja auf sehr einfache Weise erfahren, indem man diesen Herrschaften einen Besuch abstattete und ihnen klarmachte, daß es angebracht sei, so schnell wie möglich das Haus zu räumen!

Sie beschloß, sich an die „Frau Baronin" zu wenden, die es in dieser höchst unsicheren Situation wagte, Reinhold Buchenau als Chauffeur zu engagieren und im weiteren Verlauf der Dinge ihren bestimmt nicht sauberen Zwecken dienstbar zu machen!

„Also, Frau Müller, Sie gehen jetzt zu der Frau Baronin und sagen ihr, ein Fräulein — verstehen Sie: nicht eine Dame, sondern ein Fräulein wünsche, Sie zu sprechen: Und auf keinen Fall verraten Sie, wer ich bin!"

Frau Müller entfernte sich eifrig.

Helga wandte sich an den Mann: „Also, Müller, da

wären Sie also einmal tüchtig hereingefallen!" lachte sie. „Aber wenn die Verhältnisse so liegen, wie Sie sagen, können Sie allerdings nichts dafür! Ich hatte Sie schon in einem schlimmen Verdacht . . ."

„Aber, gnädiges Fräulein, wo ich doch schon so lange . . ."

„Freilich! Merken Sie sich jedenfalls für die Zukunft: Niemand hat etwas in meinem Hause zu suchen, wenn ich ihn nicht persönlich bringe! Ich komme voraussichtlich erst am ersten Juni zurück . . . bis dahin ist die Villa tabu, das heißt, für jeden, mag er sein, wer er will, geschlossen!"

„Sie können sich darauf verlassen, gnädiges Fräulein . . . und wenn's der Reichspräsident selber ist, er kommt nicht rinn!"

„Das Schild da vorn am Eingang entfernen Sie sofort. Befestigen aber das andere mit meinem Namen erst übermorgen . . . nicht früher, verstanden? Wenn morgen ein junger Mann kommen und nach der Baronin Oppermann fragen sollte, erklären Sie ihm sehr freundlich, die Frau Baronin sei gestern abgereist."

„Wird gemacht, gnädiges Fräulein!"

Frau Müller kam zurück. Mit rotem Gesicht, das Ärger verriet.

„Also diese Zofe, gnädiges Fräulein, nich auszuhalten mit der is das! So was von Schnippigkeit is mir noch nich vorgekommen! Die Frau Baronin is noch im Bett und empfängt niemand!"

„So . . . schön! Dann werde ich mein Heil selbst versuchen!"

Geraden Wegs ging sie dem Zimmer zu, das ihr Frau Müller bezeichnet hatte. Traf dort auf die Zofe, ein junges hübsches Ding mit einem Gesicht von sehr naseweisem Ausdruck. Sie hatte ein Knie auf einen Sessel gestemmt und bearbeitete ihre Fingernägel.

„Hat Ihnen Frau Müller nicht gesagt, daß Frau Baronin nicht zu sprechen ist? Frau Baronin ist erst spät nach Hause gekommen und schläft noch!" warf sie ein wenig affektiert hin.

Helga hätte dem jungen Ding am liebsten eine Ohrfeige gegeben.

„Das geht mich nichts an!" erklärte sie schroff. „Sagen Sie der Frau Baronin, daß ich sie sofort zu sprechen wünsche . . . ist sie nicht in der Lage, mich zu empfangen, so melden Sie mich dem Herrn Baron!"

„Auch der Herr Baron schläft noch und steht nie vor elf Uhr auf. In welcher Angelegenheit kommen Sie denn überhaupt?"

Helga maß die Zofe mit einem Blick, der jene stutzig machte. Dann aber warf sie jäh den pikantfrisierten Kopf zurück. Was wollte denn dies einfach gekleidete Mädel mit dem billigen Pelzkragen?

„In welcher Angelegenheit ich komme, geht Sie nichts an. Wenn Sie nicht augenblicklich verschwinden und der Baronin melden, daß ich mich unter keinen Umständen abweisen lasse, finde ich den Weg ins Schlafzimmer auch allein!"

Das war so bestimmt und so drohend gesprochen, daß die Zofe endlich nach einem ziemlich offen verächtlichen Blick auf die Besucherin sich zurückzog.

Minuten vergingen.

Dann klang aus einem weiter entfernten Zimmer, von dem Helga wußte, daß es ihr eigenes Schlafzimmer war, eine zornige weibliche Stimme, eine Tür fiel derb ins Schloß. Die Frau Baronin stand im Pyjama vor ihr. So sehr sich Helga auch bewußt in der Gewalt hatte, sie erschrack doch ein wenig, als sie die Frau von gestern abend wiedersah. So ganz anders, daß sie sie nicht erkannt hätte. *Das blühende, schöne Gesicht vom Hautton* edlen Wachses war seltsam grau und verfallen . . . jetzt, *ohne von kosmetischen Mitteln zurechtgemacht zu sein.* Die Frau, die gestern wie eine strahlende Schönheit *Mitte der Zwanzig erschien, mutete jetzt, im hellen Licht* des Tages alt und hinfällig an. Das Gesicht einer Frau, *die an der Grenze der Dreißig stand.*

Nur die Haut des Armes, den sie einen Augenblick hob, um ihr schwarzes Haar glattzustreichen, sodaß der Ärmel des Pyjamas etwas zurückfiel, schimmerte in blendender wundervoller Weiße.

Die dunklen Augen blitzten Helga erzürnt an.

„Was wollen Sie? Wer sind Sie, daß Sie es wagen, in dieser Weise hier aufzutreten?" fragte sie ärgerlich.

Helga unterdrückte ein Lächeln.

„Vor allem gebe ich Ihnen den Rat, sich eine andere Zofe anzuschaffen, oder diesem ungezogenen Dinge wenigstens zum Geburtstag Knigges Umgang mit Menschen zu schenken!" Die ruhige, sichere Sprache der Besucherin ließ die Baronin aufhorchen.

„Sind Sie nur gekommen, um mir das zu sagen?"

„Nein, ich komme erst einmal wegen des Chauffeurs, den Sie gestern abend im Imperial-Hotel engagiert haben!"

„Ach, Sie sind wohl — die Geliebte dieses Menschen und . . . und . . ."

Helga schoß eine Blutwelle ins Gesicht.

„Ich bitte, eine derartige ungehörige Bemerkung zu unterlassen!"

„Das ist . . ."

„Bitte, regen Sie sich nicht künstlich auf, Frau — Baronin! Ich will mich ganz kurz fassen: Ich verstehe nicht, wie Sie einen Chauffeur engagieren können für ein Auto, das — Ihnen nicht gehört! "

Helga bemerkte das leichte Zusammenzucken der Baronin und hatte das Gefühl absoluter Überlegenheit.

„Wie meinen Sie das?"

„Mich wundert, daß Sie mich danach noch fragen! Noch kürzer, Frau — Baronin: Ich verstehe nicht, wie Sie dazu kommen, in einem Hause, in das Sie sich widerrechtlich eingeschlichen haben, in dieser Weise aufzutreten!"

Die jäh aufsteigende Blässe gab dem Gesicht der Baronin einen gelblichen Farbton. Sie nestelte nervös mit den Fingern an den Knöpfen ihres Pyjamas.

„Wer . . . wer sind Sie?" kam es ruckweise von ihren Lippen.

„Ich bin die, deren Namen Sie in unerhörter Weise gefälscht haben, bin die Besitzerin dieses Hauses!"

Der Mund der Baronin verzerrte sich vor Erregung. Ihre weißen Hände waren geballt.

„Das . . . das müßten Sie erst beweisen!"

Helga lachte.

„Wenn es Ihnen recht ist, telephoniere ich die Kriminalpolizei an, die meine Identität mit Helga Wendhus sehr bald festgestellt haben dürfte!"

„Das ist nicht nötig!" klang in diesem Augenblick eine Stimme von der Tür her. „Die Identität kann ich bestätigen!"

Helga wandte sich erstaunt um und sah einen Mann vor sich stehen. Blitzschnell tauchte in ihr eine Erinnerung auf.

Zoppot. Im vorigen Jahr. Baron Emmerling, der ihr in fast aufdringlicher Form den Hof machte. Von ihr kühl, zurückhaltend behandelt. Immer um sie bemüht. Sich schließlich sogar zu einem Heiratsantrag versteigend, den sie lachend abwies. Dann plötzlich eines Tages zu ihr kommend und versuchend, zweitausend Mark von ihr zu erhalten. Nur auf ein paar Stunden, bis sein telegraphisch herbeibeordertes Geld da sei. Das unbestimmte Gefühl, es mit einem Abenteurer zu tun zu haben, hatte sie ablehnen lassen. Am selben Tage war er verschwunden. Am Abend vermißte eine Dame ihr Brillantarmband. Helga hatte damals geglaubt, den Täter zu kennen.

Diesem Mann sah sie sich mit einem Male gegenüber.

Das Auftauchen des sogenannten Barons Emmerling kam für sie so plötzlich und unerwartet, daß sie für Sekunden die Fassung verlor.

(Fortsetzung folgt).

Ein gewisser Herr Hufnagel.

Erzählung von **Franz Rebernigg**-München.

Einhundertsechzig Beamte arbeiteten in der Bank, die besonders durch zwei Dinge berühmt geworden war. Einmal dadurch, daß sie die höchsten Zinsen für gewährte Darlehen erhob, hingegen die niedrigsten Zinsen für die Einlagen zahlte, und sodann durch die Tatsache, daß der geschäftsführende Direktor bei den Angestellten als ein überaus gewalttätiger jähzorniger Mensch galt. Er kannte nur eine Liebe: das Geld, und dieser Leidenschaft wurde alles andere untergeordnet. Die Beamten nannten ihn einfach den Menschenfresser.

Die Angestellten der Bank bemühten sich, es dem Menschenfresser an Ungeselligkeit gleich zu tun. Wer auch nur den geringsten Ehrgeiz besaß und die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte, eiferte ihm nach, und es gab Minuten, in denen die Kommandos so hin und her flogen, als sei die Bank eine Kaserne.

Ein gewisser Herr Hufnagel aus der Buchhaltung war eine ganz sonderbare Erscheinung; seine Stimme ließ sich sozusagen den ganzen Tag nicht hören. Wenn sein Vorgesetzter ihn zu sich rief, eilte Hufnagel lautlos über den Gang und erschien — wenn er vor dem Leiter der Buchhaltungsabteilung stehen blieb — mit seiner sanften Blondheit geradezu als das Urbild untertäniger Diensteifrigkeit. Machte er, was selten geschah, irgend einen kleinen Fehler und wies man ihn deshalb zurecht, so errötete er wie ein Mädchen und bat um Verzeihung. Gegen seine Kollegen benahm er sich höflich und zuvorkommend. Aber gerade deshalb war er die Zielscheibe aller guten und ganz besonders aller bösen Scherze. Hufnagel hatte nämlich nie im Leben Aussicht, jemals vor das Angesicht des Menschenfressers zu treten; der Direktor ahnte sicherlich nicht einmal, daß in seiner Bank ein einunddreißigjähriger verheirateter Mann mit Namen Hufnagel arbeitete. Die vor dem Menschenfresser zitternden Beamten sahen in Hufnagel ihre Angst verkörpert, doch sie bedauerten nach dem alten Rezept der menschlichen Schwäche nicht sich selbst, sondern jenen, in dem sich diese Angst am aufrichtigsten offenbarte.

Eines Morgens erfuhren die Beamten der Buchhaltung ein großes Ereignis: Ihr Vorsteher war zum Leiter der Präsidialabteilung befördert worden.

„Wer wird sein Nachfolger?" wurde stundenlang geflüstert und geraten.

Da lief ein Spaßvogel aus der Warenabteilung für eine Minute in die Buchhaltung hinüber, wechselte dort ein paar Worte mit dem einstweiligen Vertreter des Vorstehers und eilte dann wieder in seine eigene Abteilung zurück.

„Kinder", teilten die Eingeweihten ihren übrigen Kollegen mit, „es wird einen Hauptspaß geben. Ihr werdet alle platzen vor Lachen. Einen solchen Ulk hat es, seitdem die Bank besteht, noch nicht gegeben."

Nur Hufnagel ließ man aus dem Spiel. Der Spaß sollte auf seine Kosten gehen.

Eine halbe Stunde später klingelte das Telephon in der Buchhaltung. Das Präsidialbüro wünschte Herrn Hufnagel zu sprechen.

„Bitte sehr", sagte Hufnagel mit leiser Stimme ins Telephon.

„Der geschäftsführende Direktor läßt Sie zu sich bitten", lautete die Antwort.

„Mi—i—ich?" stammelte Hufnagel.

„Ja, Sie, lieber Hufnagel. Und zwar handelt es sich um die Besetzung der Stelle des Buchhaltungsvorstehers. Das nenne ich Glück, Herr Hufnagel. Ich gratuliere."

Dem Buchhalter traten die Schweißtropfen auf die Stirn. Er verstand das alles nicht. Er, Alois Hufnagel, der einunddreißigjährige verheiratete Buchhalter, sollte — sechs rangältere Kollegen überspringend — Abteilungsvorsteher werden? Er legte die Hörmuschel ab, strich sich mit beiden Händen zuerst über die Haare, dann über den Anzug, klopfte mit dem Taschentuch den Staub von seinen Schuhen, richtete sich die Halsbinde zurecht und eilte aus dem Saal.

Als sich die Tür hinter Hufnagel geschlossen hatte, brach die ganze Abteilung in ein schallendes Gelächter aus. „Er ist reingefallen ..." Er ist hineingesprungen ... herrlich ... Was da jetzt herauskommen wird!" rief man durcheinander.

Ein rotblonder Jüngling stellte den Antrag: „Es wäre gut, der Rettungsgesellschaft zu telephonieren. Denn Hufnagel wird sicherlich in Ohnmacht fallen, wenn er erfahren wird, daß ..."

Fünf Minuten verstrichen unter gespannter Erwartung. Nach Verlauf von weiteren fünf Minuten begann man in der Abteilung nervös zu werden. Man schickte einen Eilboten zur Präsidialabteilung, von wo man zurücktelephonierte, Hufnagel sei noch immer drinnen bei dem Menschenfresser.

Es vergingen weitere fünf Minuten, dann wieder fünf Minuten; Hufnagel kam aus dem Zimmer des Direktors noch immer nicht heraus.

„Vielleicht ist ihm schlecht geworden", meinte der rotblonde Jüngling. „Ich habe ja gesagt, man sollte der Rettungsgesellschaft telephonieren."

Nach weiteren fünf Minuten endlich kam Alois Hufnagel aus der Höhle des Menschenfressers heraus. Er war kaum wiederzuerkennen. Er streckte sich, warf den Kopf ein wenig in die Höhe und vergrub beide Hände in die Hosentasche. So ging er über den Korridor.

Die Beamten der Abteilung betrachteten entsetzt das lächelnde Gesicht Hufnagels. Sie glaubten, er sei verrückt geworden. Alois aber blieb in der Mitte des Saales stehen, setzte den rechten Fuß vor, hob den Kopf noch etwas höher, räusperte sich und sagte: „Meine Herren, ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß mich der geschäftsführende Herr Direktor zum Vorsteher der Abteilung ernannt hat." —

Der Menschenfresser ließ den Sekretär der Präsidialabteilung, Herrn Moser, zu sich kommen. „Ich habe soeben einen ganz sonderbaren Menschen kennengelernt", sagte er.

„Den Hufnagel?" fragte Herr Moser, gleichsam um Verzeihung bittend. „Ich kann nichts dafür, und ich bitte um Ihre gütige Nachsicht, daß ich einen Augenblick nicht auf meinem Platz war und er ohne jede Erlaubnis hier eindringen konnte ..."

„Sie brauchen sich durchaus nicht zu entschuldigen. Dieser Hufnagel scheint ein ganz vorzüglicher Mensch zu sein. Denken Sie sich nur: Er stellte mich vor eine vollendete Tatsache. Er bedankte sich ganz einfach, daß ich bei Besetzung der Stelle eines Buchhaltungsvorstehers seiner gedacht habe, und er erklärte mir, daß ich mich in ihm nicht täuschen werde. Wissen Sie, so etwas gefällt mir. Ein Mensch, der mir ganz einfach seine Absicht aufdrängt. In diesem Menschen wohnt Tatkraft, Unternehmungsgeist. Solche Leute kann ich gebrauchen. Ich habe ihn daher zum Vorsteher der Buchhaltung ernannt.

Sechstage-Fanatiker.

Von **Julius Kreis.**

Das bessere Ich und das schlechtere Ich,
Die haßten sich beide fürchterlich ...

Der Sparer. Manchmal, am Morgen, nach einer langen Nacht, kommt dem für alles Edle, Schöne und Gute noch Empfänglichen wie eine Eingebung von oben das wirtschaftliche Grundgesetz zum Bewußtsein: Je mehr man ausgibt, desto weniger bleibt übrig.

Dann hebt es den mahnenden Finger — wie stets am lichten Morgen — jenes bessere Ich, dasselbe, das am Abend und während der Nacht Arm in Arm und kreuzfidel mit unserm schlechteren Ich durch den sogenannten Sumpf der Großstadt gewandert ist.

Dieses bessere Ich muß man kennen! Es ist ein abgefeimter, gleißnerischer Schurke, der jede Gelegenheit benützt, alle Schuld für alle Untugend dem armen schlechteren Ich in die Schuhe zu schieben und sich dann, wie jeder penetrante Musterknabe, drückt, wenn was aufkommt.

Dieses bessere Ich also sagt: von heut ab wird gespart! Es ruft uns alle jene herrlichen Erzählungen aus der Kinderfibel ins Gedächtnis, in denen arme, strebsame Knaben durch Sammeln von Spagatresten und Staniolpapier, sowie durch anderen sittenstrengen Lebenswandel zu höchstem Reichtum gelangten.

Wir kaufen uns gleich ein Sparschwein und geben dem schlechteren Ich eins auf die Schnauze, als es meint, man könne für das schöne Geld einen guten Schoppen Pfälzer haben. Der erste Spartag ist ein Tag voll Wonne. Das ersparte Trambahnzehnerl, die nichtgeraucht Zigarre — ha! Mit welchem Hochgefühl sparen wir in unser Schwein hinein. Und noch eine Mark extra, denn wir essen heute abend einmal den schlichten, bekömmlichen Limburger Käse — hurra! Papier her! In zehn Jahren — so gespart — bauen wir uns ein Häuschen mit eigenem Herd, Goldes Wert, in zwanzig Jahren haben wir dazu eine Geflügelfarm und in dreißig fächeln wir unserm Enkel mit Goldpfandbriefen die Fliegen weg. Gibt's was Schöneres als Sparen? Und so leicht ist das.

Auch am zweiten Tag läßt sich das Sparen gut an. Nur sind wir natürlich keine Snobs, etwas zu übertreiben, alles Demonstrative ist unfein. Das abendliche Markl wollen wir künftig diskret jede Woche einlegen. Die Schlachtschüssel heute dürfen wir keinenfalls auslassen. Das sind wir unserer Gesundheit schuldig. Am dritten Tag sehen wir nicht ein, warum wir neben dem Trambahnzehnerl auch noch die Zigarre sparen sollen .... Am vierten Tag kaufen wir uns wieder die Zeitung. Man lebt schließlich nicht auf dem Mond. Am fünften Tag sehen wir unser Sparschwein wie ein räudiges, ekelerregendes Tier an. Als Gnadenbrot spendieren wir ihm ein Fünferl, das sich in einem Westentaschl herumgetrieben hat. Am sechsten Tag aber ist ... sechs, sieben, acht, neun: das bessere Ich knock out geschlagen! Das schlechtere Ich frohlockt als Sieger und bekommt die Prämie: alles, was im Sparschwein ist. Zwei Mark fünfzig Pfennig. — Herr Ober, bitte die Weinkarte! Wer sitzt mit am Tisch? Das schlechtere Ich und — gierig auf das Glas schielend — selbstverständlich auch das bessere ...

Der Ordnungsfreund. Das hat er irgendwo abgesehen: wie schön Ordnung ist. Das bessere Ich pufft uns zu Hause in die Rippen und sagt: Jetzt Schluß mit dieser Wirtschaft hier, mit diesem Wust von Hausrat, Handwerkszeug, Nahrungsmitteln, Hemdkrägen, Zetteln, Büchern, Spirituskochern, Briefen, Bierflaschen, Eßbesteck, mit dem ganzen Junggesellen-Tohuwabohu! Halte Ordnung, liebe sie, Ordnung spart dir Zeit und Müh!

Und wir ordnen: die Bücher, die Wäsche, die Nahrungsmittel, die Zettel, die Briefe, und die Bierflaschen. Ein Kammerfeldwebel alten Schlages hätte heute seine reine Freude an unserem Mustergut. — Das schlechtere Ich, das sich sonst auf dem Sofa herumlümmelt, ist in den Kohlenkasten gesteckt, und das bessere Ich sitzt sauber und blütenweiß am Tisch und schreibt eine analphabetische Inventarliste. Wie schön ist Ordnung. Ordnungsberauscht stellen wir unsere Siebensächelchen mit wahrer Wollust immer wieder auf den richtigen Platz. Am zweiten Tag lassen wir unsern Schlips auf dem Blumentopf liegen, voll Vorfreude, wie hastig wir ihn aufräumen werden, wenn wir heute abend ein bißchen mehr Zeit dazu haben ... oder übermorgen, weil da auch noch die Teller gespült werden von gestern, dann gehts in einem, oder vielleicht am Freitag, da haben wir mehr Zeit und da ordnen wir auch dann wieder die alten Schmöker ein, die wir schnell gebraucht, und dann die Briefe; die bleiben jetzt einfach im Brotkasten liegen. Immer diese Sucherei, wenn sie geordnet sind; und wo ist denn eigentlich in dieser verdammten Ordnung die Tintenflasche hingekommen — die gehört in die Ofendurchsicht, verstanden, Sie Idiot! — Das bessere Ich hat schon wieder einen Knopf an der weißen Weste baumeln, Gott sei Dank. Im Kohlenkasten pfeift das schlechtere Ich ganz leise auf dem letzten Loch. — Armer Kerl! Komm heraus! Leg dich aufs Sofa! — Hier dieses Fensterkissen schieben wir unter den Rücken. Es ist ausgeordnet, verstehen Sie, lieber Freund!

*

Der Dicke. Alle reden sie ihm ein, er muß zwanzig Pfund abnehmen. Zu guter Letzt glaubt er es. Sein besseres Ich — dieses schadenfrohe Biest — stellt gleich einen Diätzettel auf, und Gymnastikübungen, Märsche, Enthaltsamkeiten, Teekuren.

Wie rührend ist der dicke Herr, der schlank werden will.

Wie inbrünstig hält er sich die ersten Tage an alles, was sie ihm vorsagen. Sieh ihn nur, mit welcher Besessenheit er an einem Schrotbrötchen knabbert, wie beseligt er nach seinem grünen Salat greift, wie empört er jedes Gefühl von Hunger zurückweist. Im Gegenteil, er fühlt sich so wohl wie noch nie.

Emsig marschiert er wie ein standhafter Zinnsoldat seine zwei Stunden ab. Mit settiererischer Hingabe beugt er Knie, Arm und Rumpf. Er fühlt sich schon am zweiten Tag leicht wie eine Sylphe und betrachtet mitleidig jeden Dicken.

Am dritten Tag — meinen Sie nicht, daß dieses schlanke Schrotbrot den Magen angreift? Er legt doch lieber eine Scheibe Schinken auf. — Und mageres Fleisch, sagt er am vierten Tag, ist eigentlich erlaubt. Im Gegenteil, das hilft sogar abmagern. Er bestellt sich zweimal Rostbraten. — Und schließlich dieses Rumpfbeugen lassen wir weg. Man hat am Morgen ohnehin so wenig Zeit. — Ob nicht diese Enthaltsamkeit von Fett die Nerven aufreibt? Einmal ist keinmal! Herrlich schmeckt dieses feine Landgeräucherte! Und diese Kniebeugen — glauben Sie, die nützen soviel? Ich esse lieber dafür dreimal grünen Salat zum Schnitzel. Und am sechsten Tag stellt er sich auf die Waage.

Ein dicker Herr will sein Gewicht wissen. — Sehen Sie, wie vorsichtig er die Plattform betritt, wie zögernd der Groschen in den Schlitz des Automaten geht. — Auf dem Antlitz spielt Hoffnung und Angst: Wie wird es ausfallen? — Stellen wir uns lieber weiter vor! Und den dicken Anzug hätten wir auch nicht anziehen sollen und ausgerechnet die schweren Trittlinge müssen wir anhaben, auch die Uhrkette ....! Ja, auch Kleinigkeiten summieren sich. Er legt die Zigarrentasche auf die Dampfheizung.

Der Groschen fällt, der Zeiger kreist. Leise zitternd bleibt er bei hundert Kilo stehen. Ein Kilo mehr als letzte Woche ...

Die stille Frau allein, die in der Nähe des Waageautomaten sitzt, weiß, wieviel dickes Herzeleid in solchen Augenblicken von der Waage steigt. Tragödie des Alltags. — Wie kann sich der Gebrochene, Enttäuschte, Betrogene aufrichten? — Kasteit hat er sich, geschunden und geschurigelt! — Dem soll eine besseres Ich mit dem Diätzettel jetzt in die Hände geraten! — Aber das sitzt bereits am Tisch und schnuppert gemeinsam mit dem schlechten Ich zur Küche hin, aus der wie ein kleines Frühlingslied lieblicher Bratenduft ganz leise durchs Gemüt zieht ....

Der Steuerbeamte.

Von F. Zander.

Müde und erschöpft gingen die beiden Violinisten vom Konzerthaus zur Haltestelle der Straßenbahn.

„Haben Sie das gehört von Khuldermann und der Steuerbehörde?" fragte Brinkmann, der Jüngere von beiden.

„Nein," erwiderte van Randwijk neugierig; denn Khuldermann, der Erste Geiger, der auffallend schnell emporgestiegen war und ein arrogantes Auftreten hatte, erfreute sich keiner Beliebtheit bei seinen Kollegen.

„Nun," begann Brinkmann zu erzählen, „Sie wissen, daß Khuldermann, seitdem er Konzertmeister ist, viel Unterricht erteilt und zehn Gulden für die Stunde nimmt. Läutet da jemand eines Tages bei ihm an der Tür und fragt, ob Herr Khuldermann zu Hause sei. „Nein," antwortet seine Frau, und ob sie ihrem Manne etwas ausrichten solle. Der Unbekannte wollte wissen, ob Herr Khuldermann auch Stunden gäbe. „Gewiß," sagt Frau Khuldermann voll Stolz, „mein Mann erteilt viel Unterricht und ist sehr besetzt, er gibt wohl zwanzig Stunden die Woche, aber er kann vielleicht noch eine Stunde freimachen." Wieviel denn der Unterricht koste, fragt der andere. „Zehn Gulden die Stunde," entgegnet Frau Khuldermann. „Schön," sagt der Mann, „ich komme von der Steuer, Herr Khuldermann wird weiter von uns hören." Und weg ist er.

Und nun muß der gute Khuldermann nachzahlen. An fünfhundert Gulden. Er hat es mir selbst erzählt. Sie geben doch auch Stunden, Randwijk. Also sehen Sie sich vor. Vielleicht kommt der Beamte auch zu Ihnen. Es soll ein Mann mit Lodenmantel sein, mit Brille und eine Aktentasche unterm Arm."

„So, so," erwiderte van Randwijk.

„Ich danke Ihnen. Da kommt meine Bahn. Auf Wiedersehen."

Als van Randwijk nach Hause kam, erzählte er seiner Frau das Gehörte und bat sie, sich von Fremden nicht ausforchen zu lassen und jedem zu sagen, er solle wiederkommen, wenn er nicht anwesend sei.

Als van Randwijk einige Tage später nach Hause kam, war der Erwartete dagewesen und hatte Frau van Randwijk erklärt, er würde abends um acht Uhr wiederkommen.

Punkt acht Uhr erschien er wieder, und van Randwijk erwartete ihn ernst und gemessen an seinem Schreibtisch, eifrig beschäftigt mit Notizen. Langsam und bedächtig legte er seine Feder aus der Hand und richtete den Blick auf den Besucher.

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?" begann er sachlich, wenn auch nicht unfreundlich.

„Ich wollte mich erkundigen, ob Sie auch Stunden geben, Privatstunden in und außer dem Hause, meine ich," antwortete der Mann im Lodenmantel, sichtlich imponiert.

„Ach, ja ... sehen Sie ... das heißt," begann van Randwijk und lehnte sich in seinen Sessel zurück, „aber wollen Sie nicht Platz nehmen? Ja, ich erteile ein paar Unterrichtsstunden, aber mehr aus Gefälligkeit, um ein paar Anfängern ein bißchen weiterzuhelfen."

„So," sagte der Fremde.

„Dann hätten Sie wohl noch etwas Zeit übrig?"

„O ja, gewiß. Glücklicherweise. Ich studiere selbst noch viel, um auf der Höhe zu bleiben."

„Und darf ich wissen, was Sie berechnen?"

„Ach, sehen Sie, wie ich schon sagte, ich tue es mehr aus Interesse. Und da kann man ja von einer eigentlichen Bezahlung kaum sprechen. Aber, denn dann wird es nicht genügend gewürdigt, ganz umsonst kann man es auch wieder nicht tun. Kurz, ich rechne in solchen Fällen einen Gulden die Stunde."

„Das ist in der Tat sehr günstig, mein Herr. Ich habe nämlich einen Jungen auf der Realschule, und dem möchte ich gern etwas Geigenunterricht geben lassen. Er hatte schon einmal Unterricht, aber damals .."

Seit diesem Abend kommt jeden Montag um acht Uhr ein schmächtiger Jüngling zu Herrn van Randwijk und erfüllt sein Arbeitszimmer mit erbärmlichem Kratzen und Quietschen.

Herr van Randwijk und seine Frau reden sich ein, daß er etwas ausgesprochen Spöttisches in seinem Gesicht habe, aber wie ich schon sagte, das kann auch Einbildung sein.

(Berechtigte Übersetzung von Willy Blochert.)

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.